

Nr. 144. Bromberg, den 26. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

(26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sein Anwalt verbarg ihm seine Meinung nicht. „Angesichts dieses Dokumentes, Mr. Deane," sagte er, „wird der Staatsanwalt nicht vorschlagen, die Anklage gegen Hefferom fortzusetzen. Sein Vorhandensein wirft natürlich ein ganz anderes Licht auf diese Angelegenheit, was immer auch der gesetzliche Wert dieser Urkunde sein mag. Hofferom wollte einfach einen Vergleich. Er hatte etwas Sicheres hinter sich. Es spricht gar nichts gegen ihn."

„Sehr gut", sagte Deane. „Lassen Sie Hefferom frei ausgehen. Ich vermutete nicht, als ich die Angelegenheit Scotland Yard übergab, daß dieses Dokument je auftauchen würde."

„Sie wußten, daß es existierte?" fragte der Anwalt.

„Sinclair selbst zeigte es mir", antwortete Deane ruhig. „Was Sinclair anbelangt, war die Geschichte ein Schwindel, denn er war es, der mir empfahl, Besitz von der Grube zu ergreifen. Er sagte mir, dort wäre Material vorhanden, aber er habe kein Geld, um zu graben. Ich ließ ihm die hundert Pfund nach, die er mir schuldete, und befolgte seinen Rat. Aber das ist eine alte Geschichte. Das Bergwerk ist mein rechtmäßiger Besitz — oder vielmehr war es."

Mr. Hardaway hörte mit ernster Miene zu. „Deane," sagte er, „ich hoffe und glaube, daß Sie die Wahrheit sagen, aber die Originalurkunde ist in Händen gewissenloser Menschen. Wir bekamen heute nachmittag eine Anzeige, daß ein Prozeß gegen Ihre Gesellschaft angestrengt wird."

„Je früher, desto besser", antwortete Deane. „Wir werden jedenfalls wissen, woran wir sind. Ich fordere, daß nach den Landgesetzen der Anspruch als verwirkt gilt; falls es nicht der Fall ist, so war das eine verdammte Verschwörung, mich zu überreden, Kapital und Arbeit bei der Mine anzulegen."

„Wird Ihre Gesellschaft Ihnen zur Seite stehen im Kampfe?" fragte der Advokat.

„Natürlich", antwortete Deane. „Was könnte sie sonst tun? Wir werden kämpfen bis an das Ende!"

Diesen Abend standen die Aktien der Vereinigten Goldbergwerksgesellschaft auf 90. Bei Börsenschluß des nächsten Tages standen sie auf 74. Wenige Zeilen in den Zeitungen hatten dies bewirkt. Hefferom und die Erben der Besitztümer des verstorbenen Richard Sinclair hatten eine Klage eingebracht, in der sie den Besitz der Little-Anne-Goldmine beanspruchten. Die Angelegenheit war schon längere Zeit besprochen worden, aber jetzt, als sie ernst wurde, waren die Leute doch stutzig. Die City glaubte an Stirling Deane — glaubte so unbedingt an ihn, daß sie den Gerüchten nie Glauben geschenkt hatte. Dennoch stand es jetzt da, schwarz auf weiß. Es war nicht mehr möglich, von Vergleich zu sprechen. Die Angelegenheit mußte im Gerichtshof ausgetragen werden, und Verurteilung würde Ruin für eine der reichsten Gesellschaften in London bedeuten. Deanes Photographie war in allen Zeitungen — auch das eines ausgezeichneten Diners, welches er seinen Direktoren gab. Er sandte einem Spital einen Scheck von fünftausend Pfund, und es wurde auch berichtet, daß er am Rennplatz erschienen war. Den Prozeß behandelte er wie einen Scherz. Er vergaß nie, seinen gewöhnlichen Veilchenbund im Knopfloch zu tragen, und bemühte sich, stutzerhaft gekleidet zu sein. Sein persönliches Auftreten veranlaßte die Aktien, um mindestens zehn Prozent höher zu sein, als es sonst der Fall gewesen wäre. Aber Deane fühlte sich dennoch wie in der Hölle. Er wurde von seinen Direktoren geplagt, von seinen Anwälten gequält und, abgesehen von seinen finanziellen Verantwortlichkeiten, litt er aus einem Gefühl persönlichen Verlustes, an einer Wunde, deren Schmerz ihm keine Ruhe ließ. Er gestand sich selbst nie ein, weshalb er litt. Er saß stundenlang in Gedanken verloren, und seine Gedanken bewegten sich stets um diese blasse Dame seiner Träume, die sich so plötzlich aus seinen Armen losgerissen hatte, um das Mädchen, das während einiger Wochen eine so seltsame Rolle in seinem Leben gespielt hatte. Er versuchte herauszubekommen, was aus ihr geworden war. Umsonst, sie schien vollkommen verschwunden zu sein. Er grübelte über ihr Benehmen nach, bis er Falten in seinem Gesicht bekam. War sie wirklich undankbar — bereit, ihren seltsamen Vertrag beim ersten Schein eines Unglückes zu brechen? Oder hatte sie einen anderen Grund? Er hatte die Bedingungen der Macht, die sie besaß, angenommen — vielleicht nahm sie beim Verlust dieser Macht es als ausgemacht an, daß ihr Vertrag ungültig wurde, und war geflohen, um sich die Schande einer Entlassung zu ersparen?

Deane war während dieser Tage der Beweisführung achtsam darauf bedacht, pünktlich in seinem Bureau zu sein und keiner seiner gewöhnlichen Pflichten auszuweichen. Eines Nachmittags brachte ihm sein Sekretär eine Visitenkarte.

„Eine junge Dame wünscht Sie zu sprechen", kündigte er an.

Deanes Herz klopfte, sein Blut pulsierte schnell in seinen Adern, er war kaum fähig, die Karte zu lesen, welche er mit gut gespielter Gleichgültigkeit in die Hand genommen hatte. Dann kam der Schmerz, die Enttäuschung. Es war nicht sie. Es fiel ihm schwer, seiner Besucherin Interesse entgegenzubringen, und dennoch fühlte er, daß ihr Kommen bedeutungsvoll war: Miß Ruby Sinclair.

„Sie können die junge Dame hereinführen, Gray", befahl Deane.

Als sie hereinkam, erkannte Deane sie kaum. Sie war von Kopf bis zum Fuß kostbar gekleidet. Sie trat mit übertriebener Sicherheit auf. Kleid und Hut waren keinesfalls in der Absicht gewählt worden, übersehen zu werden. Sie sah äußerst modern aus und erinnerte ihn an eine Operettenschauspielerin, mit der er einst eine flüchtige Bekanntschaft gehabt hatte. Er wäre nicht überrascht gewesen, als sie den Schleier hob, zu sehen, daß ihre Augenbrauen gemalt seien.

„Sie haben natürlich nicht erwartet, daß ich kommen werde", sagte sie, hielt ihm die Hand entgegen und sah ihn unverwandt an. „Darf ich mich niedersetzen?"

„Natürlich", antwortete er.
Sie wählte den Lehnstuhl und kreuzte die Beine, indem sie ausgiebig viel von ihren Seidenstrümpfen herzeigte.
Sie sah ihn neugierig an. „Sind Sie mir noch böse?" fragte sie.
„Ich bin im allgemeinen nicht nachtragend," sagte er, „aber Ihr Benehmen gegen Miß Rowan kann ich Ihnen kaum verzeihen."
„Oder dessen Folgen?" fragte sie lächelnd. „Ich bin jedenfalls gut dabei herausgekommen, und Sie müssen bedenken, Mr. Deane, daß ich verzweifelt war — Sie wissen nicht, wie verzweifelt", fuhr sie nach einer kleinen Pause fort. „Ich besaß keinen Schilling — keinen einzigen Schilling — keine Freunde! Und irgendwo in London befand sich Reichtum, der mir gehörte!"
„Das", bemerkte Deane trocken, „ist eine noch unentschiedene Angelegenheit."
„Ich urteile nach Tatsachen. Anwälte werfen gewöhnlich kein Geld hinaus, nicht wahr? Sie sind bereit, mir mit der Bürgschaft auf die Little-Anne-Goldmine soviel Geld vorzustrecken, als ich haben will."
Deane lachte erheitert. „Meine Mine", bemerkte er.
„Nein!" erklärte sie — „das Eigentum der Erben von Richard Sinclair!"
Deane schüttelte den Kopf. „Mein liebes junges Fräulein", sagte er. „Die Rolle, bloßköpfig am Strand in Rakney spazierenzugehen und mich vom Naßwerden zu retten, paßte Ihnen besser als Ihre jetzige Pose."
„Und Sie," erklärte sie, „waren damals viel netter gegen mich."
„Natürlich", antwortete er lächelnd. „Wie kann ich gegen eine junge Dame besonders nett sein, die bemüht ist, mich zugrunde zu richten?"
Sie blickte ihn ernst an. In ihrer modernen Gewandung bot sie allerdings einen ganz anderen Anblick als den des ungestümen, sonnengebräunten Mädchens mit den schmalen Gelenken und dem vergnügten Benehmen, das er zuerst in Raknëy erblickt hatte. Er sah, daß sie sich bemühte, den damaligen Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, wieder hervorzurufen — obwohl er gar nicht eitel war, konnte er ihre flehenden Blicke nicht mißverstehen.
„Ich will Sie gar nicht zugrunde richten", erklärte sie. „Ich will nichts dergleichen tun. Ist denn nicht genug für beide von uns da? Warum müssen wir kämpfen?"
Er seufzte. „Wie können wir uns ausgleichen?" fragte er. „Die Mine gehört mir nicht mehr. Ich verkaufte sie an die Vereinigte Bergwerksgesellschaft vor Jahren."
„Sie konnten nicht verkaufen, was Ihnen nicht gehörte", wandte sie ein.
„Man bezahlte mir jedenfalls das Geld dafür", antwortete er.
„Falls ich gewinne," fragte sie, „wer würde das Geld verlieren?"
„Die Vereinigte Goldbergwerksgesellschaft," antwortete er, „aber sie würde sich an mich halten. Ich nehme also an, daß ich es in dem Falle verlieren würde."
Sie streckte ihm die Hand entgegen — nicht mehr braun und von Seegras befleckt, sondern fein behandschuht und parfümiert. „Lassen Sie uns Freunde sein", sagte sie. „Es tut mir leid, daß ich roh gegen Ihre kleine Bundesgenossin war, aber ich konnte nicht anders. Sie war mir im Wege. Ich wählte das einzig mögliche Mittel. Wir brauchen auf sie keine Rücksicht zu nehmen — wir sind ganz andere Leute. Wir wissen, was wir wollen. Ich suche nicht nur Geld. Ich will alles übrige vom Leben — Musik, Kunst, Leidenschaft! Erinnern Sie sich an mein elendes Dasein! Wundern Sie sich, daß ich darauf brenne, das andere Leben kennenzulernen? Es ist nicht das Geld — weder Ihres noch das von sonst jemandem! Ich will das Leben! Ich will seine Würze genießen! Können Sie das nicht verstehen? — Sie müssen es! — Sie müssen!" Ihre leidenschaftlichen Augen suchten die seinen, ihr Körper neigte sich ihm zu. Deane sah auf sein Löschpapier. Im Bureau draußen konnte er das Ticken der Schreibmaschinen, das unterdrückte Stimmengemurmel hören. Durch die halb geöffneten Fenster ertönte das stets gleichbleibende Geräusch — die eiligen Fußtritte auf dem Pflaster, das Wagengerassel. Alle diese Dinge erschienen ihm seltsam, unwirklich. Er war sich nur der Stärke des Augenblicks bewußt, der flehenden Blicke, des heißen Atems an seinen Wangen. Er hörte das Rascheln ihrer Kleider. Er fühlte, daß sie vom Sessel aufstand. Da raffte er sich zusammen.
„Meine liebe junge Dame", sagte er. „Wenn Sie sich wirklich mit einem mäßigen Betrag ausgleichen wollen, werde ich um meinen Anwalt schicken. Wir können das nicht miteinander ausmachen."
Sie stand auf, einen Augenblick sprachlos. Als er sie ansah, fand er, daß sie kaum zu erkennen war. Sie ließ eilig ihren Schleier herunter, aber aus ihren Augen blitzte eine Drohung.
„Ich bedaure", sagte er kühl. „Ich hoffe, Sie verstehen."
Sie wandte sich zur Türe und entfernte sich wortlos.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Frau ist im Spiel.

Eine lustige Geschichte aus dem alten Wien,

erzählt von Hans Eberhard von Besser.

Ein von lauem Winde beschwingter Sommertag, erfüllt von den Jubellauten der Vögel und dem Duft purpurroter Rosen, drang durch die weit geöffneten Fenster des Schönbrunner Schlosses in das Gemach der Kaiserin Karoline. Doch die lächelnde Heiterkeit des Tages fand nicht den Weg zu ihrem Herzen. Mit verdüsterter Stirn saß die Kaiserin in dem rot gepolsterten hochlehnigen Sessel des Erkers, die feingliedrigen Hände ruhten gefaltet im Schoß. Die Schatten heimlicher Sorge wehrten der Sonne, dem blauen Himmel und dem Jubel des Lichtes.
Der Leibarzt war soeben gegangen. Sein Bericht war nicht dazu angetan, die Kaiserin zu beruhigen. Seit Tagen ließ der Kaiser fast alle Speisen vorübergehen, er aß kaum, obwohl der französische Küchenchef des Schönbrunner Schlosses ein Meister in seinem Fache war und alles aufbot, durch die erlesensten Gerichte den Appetit anzuregen.
Karoline senkte den Kopf noch tiefer. Irgend etwas ging vor. Sie fühlte es. Der Kaiser wich allen Fragen aus und vermied es, ihr ins Gesicht zu sehen. Sie hielt das nun nicht mehr länger aus, sie mußte Gewißheit haben. Gestern hatte sie mit Metternich, dem schlauen Fuchs, gesprochen, und da war es ungestüm über ihre Lippen gekommen — eine Frau ist im Spiel! Metternich hatte vielsagend geschwiegen, ein Diplomatenlächeln um die schmalen Lippen. Die Kaiserin erhob sich, ihr Herzschlag ging rasch. Gewißheit, Gewißheit! Fuhr nicht Ferdinand täglich ohne Begleitung aus? Kam er nicht dann zerstreut und abwesend zur Tafel zurück? Er sah dann über die Speisen hinweg. Was geschah in dieser Zeit?
Ob man mit dem Wiener Polizeidirektor, dem Grafen Sedlnitzky, sprach? Man mußte Nachforschungen anstellen. — Karoline wurde rot und strich sich über die heiße Stirn. Ratlos blickte sie in den blühenden Sommer des Parkes hinaus. Da sah sie ihren Pagen Niki umherschlendern. Knapp umschlossen die kurzen Samthosen, das gelbe Wams die Knabengestalt. Die Sonne blitzte in den Silberschnallen der Schuhe, umspielte das goldene Lockenhaar. Rasch beugte sich die Kaiserin hinaus, sie rief — der Page eilte herauf und stand bald atemlos vor seiner Herrin. Karoline fühlte, wie ihr das Blut langsam in die Wangen stieg. Sie überwand ihre Hemmungen und legte dem Pagen die Hände auf die Schulter. „Niki, du bist doch ein gescheiter Bub', gelt?"
Der Page sah in die wundervollen Frauenaugen, und eine heiße Flamme schoß ihm ins Antlitz. Ihm war, als sei der Sternenhimmel der Sommernacht, den er allabendlich betrachtete, plötzlich ganz nahe herabgekommen. „Majestät!"
Karoline wandte sich ab und gab sich einen Ruck, dann sprach sie. Diesem harmlosen Buben gegenüber ging es leichter als gegenüber Metternich oder Sedlnitzky. Wie konnte er ahnen, was in ihr vorging! Sie trug Niki auf, unbemerkt den Kaiser zu beobachten, schlau zu sein wie ein echter Wiener Junge. Der Kaiser müsse krank sein und mache ihr Sorge. Was er auf einsamer Spazierfahrt triebe, wolle sie wissen.
Niki beugte das Knie und küßte die Hand der Kaiserin, die ein wenig zitterte. Sie sah ihn nicht an, als er mit glühenden Wangen ging.

Im Vorzimmer blieb er sekundenlang stehen, sein Herz hämmerte. Die Kaiserin hatte ihn zu ihrem Vertrauten gemacht. Näher stand er ihr als der kalte Fürst Metternich, dessen Augen stets kühl über ihn hinwegsahen. Sie sollte sich in ihm nicht getäuscht haben. O, er wußte wohl, wie der Hase lief. Ein ganz so dummer Bub war er nun doch nicht! Er hatte scharfe Augen und Ohren. Das Geflüster der Hofgesellschaft, die Appetitlosigkeit des Kaisers — er beobachtete alles, wenn er hinter dem Sessel der Kaiserin stand — sagten genug. Eine Frau ist im Spiel! tuschelte man sich zu. Und die Ausfahrten des Kaisers. Nikis Pulse flogen, er hatte keine Zeit zu verlieren. Jeden Augenblick mußte der Kaiser im Jagdwagen davonfahren, und er. . .

Der Page eilte auf sein Zimmer. Blitzschnell riß er Wams und Beinkleider, Strümpfe und Paradeschuhe herunter. Es galt, für die schöne Herrin einzutreten. Sein Plan stand fest. Niki zog den alten Anzug, den er getragen, als er nach dem Tode des Vaters von der Mutter aufs Schloß gebracht wurde, an. Dann huschte er aus dem Schloß, glitt durch den Park und legte sich hinter einer Hecke hart an der Straße auf die Lauer. Er brauchte nicht lange zu warten, da rollte schon der einfache Jagdwagen heran, der Kaiser im schlichten Grünrock saß darin. Die Gäule preschten näher, näher, Niki biß die Zähne zusammen. Dann schnellte er vorwärts, und mit einem einzigen Sprunge saß er hinten auf. Zusammengeduckt hockte er zwischen den springenden, kreisenden Rädern. In der Nähe des Dorfes Hainbach ließ der Kaiser halten. Der Page kroch klopfenden Herzens unter den Wagen. Kein Wort sprach der Herr. Der Kutscher salutierte mit der Peitsche. Niki huschte hinter einen Baum. Wie ein Indianer auf dem Kriegspfade verfolgte er den Kaiser, der dem Dorfe zuschritt und in einem der ersten Häuser verschwand. Er reckte sich auf, die Hände in den Taschen. Just wie ein müßiger Bursche schlenderte er näher. Die Tür stand offen. Dicht stand er vor der Enthüllung des Geheimnisses. Er lugte um den Türpfosten und erstarrte zu Stein. Vor Sauerkraut und Knödeln mit G'selchtem saß der Kaiser. Eine dicke, alte Bäuerin stand grinsend neben ihm. Da hatte ihn Ferdinands scharfes Auge schon entdeckt und erkannt.

„Ei schau, der Niki inkognito! I hob' mi bald gedacht, doas i kei Ruh' hätt', bis alles raus is'. Wärst wenigstens a kloins bißl später 'kommen, i hob' grad' erst den ersten." Unwillig erhob sich Ferdinand, warf einen Dukaten auf den Tisch, Niki aber huschte davon. Er wußte nicht, wie er auf die Landstraße gekommen. Der Wagen fegte an ihm vorüber. Kleinlaut trollte er hinterdrein. —

Im Vorzimmer der Kaiserin stand Fürst Metternich mit einigen Hofleuten. Der alte Fuchs strich sich nachdenklich das Kinn. „Majestät ist heute früher als gewöhnlich zurückgekommen, anscheinend übelster Laune", meinte er flüsternd, „soeben muß eine Aussprache mit der Kaiserin stattfinden. Es ist Zeit zu handeln, morgen muß der Sedlnitzky recherchieren."

Da öffnete sich die Tür, und Niki, wieder in der Pagentracht, trat aus den Gemächern der Kaiserin. Metternich eilte auf ihn zu, er kniff eine Auge zu und fragte leise: „Nun, was hat es denn gegeben?"

Der Page schaute spitzbübisch zu dem alten Fuchs empor, dann kniff auch er ein Auge zu: „Eine Frau war im Spiel!"

Auf der Mittagstafel aber prangten Wiener Knödel, G'selchtes und Sauerkraut, und der Musjöh Koch hatte sich zu „Weanerischer Kost" bekehren müssen. Niemand aß mit größerem Appetit als Ferdinand I., und nach der Mahlzeit strich die Kaiserin ihrem Pagen lächelnd über das blonde Haar.

Völker im Spiegel ihrer Musik.

Von dipl. mus. **Anneliese Weyk-Nissen.**

Man tut gut, sich sein Bild von einem fremden Volk nicht aus den zufälligen Reiseberichten von Freunden und Freundinnen aufzubauen. Insonderheit dem nicht allzusehr zu trauen, was über die Musikalität eines anderen Volkes an Gerüchten im Umlauf ist.

Da aber aus wenigen Anzeichen der Charakter eines Volkes so gut erkannt wird wie aus seiner Meinung über Musik und aus seinem Musizieren, so ist es gewiß interessant zu hören, was ein Mann wie Mussolini hierüber sagte: „Man muß das Interesse des Publikums für die neue Musik lebendig machen. Einstweilen lieben die Leute nur die „senkrechte" Musik; das ist die, die man auf der Straße orgelt. Das Publikum muß aber auch die Musik lieben lernen, die es nicht auswendig kann! Und weil die Konzertmusik nicht in das breite Volk dringt, müssen wir besonders die Theatermusik mit neuem Blut füllen. Immerfort werden die alten Opern wiederholt — natürlich liebe auch ich sie, aber wir wollen neue Opern hören und wiederhören. Denn es ist doch nicht unmöglich, daß eine neue mehr wert ist, als eine schöne alte. Mögen von fünfzig neuen Opern in einer Saison achtundvierzig durchfallen — die zwei bleibenden wären dieses Opfer an Geld und Mühe durchaus wert!"

Wir erkennen aus diesem Zitat, wie sehr sich Mussolinis Reformwillen auch auf die Musik erstreckt. Er wagt es, die Herrschaft der alten italienischen Musik beschränken zu wollen. Dann aber sehen wir auch, daß er dem Theater einen gewaltigen Einfluß auf das Volk zuerkennt. Und bei uns in Deutschland? Die Neigung zu neuer Musik ist in Deutschland wie in Italien gering, so gering fast wie — bei den Eskimos.

Der Sprung ist groß, aber berechtigt, weil vor nicht langem gerade die Eskimos „musikalisch untersucht" wurden. Sie sind vielleicht das musikalisch am meisten traditionstreue Volk. Seit Zeiten, aus denen es keine Überlieferung mehr gibt, sind ihre Lieder gekennzeichnet durch eine verblüffende Tonarmut. Ein Komponist gilt dort um so mehr, je weniger Töne er für seine Lieder braucht! Ein deutscher Forscher sang Eskimos ein gutes deutsches Lied vor. Sie hörten kopfschüttelnd zu: „Soviel Töne — und das soll Musik sein?"

Die Eskimomusik ist aber trotz ihrer „Eintönigkeit" gar nicht eintönig — im Sinne von langweilig. Sie bringt das große Kunststück fertig, mit geringsten Mitteln ein Höchstmaß von Lebendigkeit und Frische darzustellen. Sie ist lebensfroh und kampfesfreudig. Über den meisten Liedern scheint außerdem noch der Glanz der unendlichen Schneefelder und ein Unterklang zu liegen, der aus der Melancholie des langen Tages, der langen Nacht gemischt ist.

Der Gedanke an die neue europäische Musik führt uns noch zu einem anderen fernen Volk, das in der Musikgeschichte eine äußerst merkwürdige Rolle spielt: zu den Maoris auf Neuseeland. Dort gibt es seit wenigstens 160 Jahren nur melodiefreie Musik. Der berühmte Weltumsegler James Cook war 1769 dort, zehn Jahre, ehe er auf Hawaii umgebracht wurde. Er hörte die Maoris auf Tritonmuscheln und Holzflöten ohne jede Melodie mit großer Kunstfertigkeit musizieren und berichtete dies als eine der größten Seltsamkeiten. Man sieht auch hier, was alles schon dagewesen ist, ehe es bei uns erfunden wurde.

Das genaue Gegenteil der melodielosen Musik ist der russische Gesang. Wir sind ja in den letzten Jahren mit Proben russischer Chöre reichlich versorgt worden — nicht immer zum Ruhm der russischen Musik. Es gibt zwei oder drei Russenchöre, die wirklich eine erstaunliche technische Kultur und ein eminentes musikalisches Ausdrucksvermögen haben, aber die Nachläufer profitieren von der Mode und davon, daß man ihre Musik nicht so leicht kontrollieren kann, weil sie ebn fremd ist.

Der Durchschnittsrusse ist in seiner Musik recht passiv. Über den russischen Gesängen liegt die Schwermut der Landschaft, die sehr einsam und düster ist, endlose Steppe und endloser Wald. Sie ist, außer durch den der Landschaft entsprechenden Volkscharakter, auch durch die natürlichen stimmlichen Mittel der Sänger bedingt. Rußland ist das Land der Bässe. Die gibt es auch anderwärts, aber nirgends verhältnismäßig so viele, die auch ganz in der Tiefe die Fülle nicht verlieren. Dafür fehlen meist die guten Frauenstimmen — es ist nicht möglich, einen anderen Grund dafür zu finden als natürliche Veranlagung.

Ähnlich ist es in Italien: Frauenstimmen nicht besonders, Männerstimmen vorzüglich, aber hier nicht die Bässe, sondern die Tenöre. Und dann die schlechthin unerreichten Knabenchöre. Recht tief unter Rußland und Italien stehen in der musikalischen Volksleistung England und Frankreich. Frankreich ist eins der besten Beispiele, wie sich der Volkscharakter in der Musik ausprägt. Es ist das Land der großen Redner. Was einer sagt, ist durchaus nicht so wichtig, wenn es nur schillert und glitzert. Technische Bellen-

dung ist der Stolz auch in der Musik! Das Gefühl spielt eine geringere Rolle.

In Frankreich sind die hohen Frauenstimmen am besten, aber bezeichnenderweise widmen sie sich zum größten und besten Teil der leichten Muse. Ernste Opern erfreuen sich längst nicht so der Gunst auch des musikverständigen Publikums wie bei uns. Mit Frankreichs Liebe für die technische Kultur und seiner Begeisterung für Präzision hängt es eng zusammen, daß die Dilettantenmusik (im guten Sinne des Wortes) wenig gepflegt wird.

Umgekehrt in England. Wie schon erwähnt, blüht dort die Hausmusik in ungeahntem Maße. Gerade wie in Deutschland hat dort fast jedes Dorf seinen Gesangverein. Doch wird weniger die typische Gesangvereinsliteratur gesungen, die bei uns beliebt ist, sondern die Chöre singen gern die alten Madrigale; das sind drei- bis vierhundert Jahre alte vier- bis fünfstimmige Chor-, meist Liebeslieder.

Die deutsche Innerlichkeit gibt einen gesunden Boden für echte Musikalität und musikalische Betätigung ab. Uns kümert nicht so sehr die Theorie der Musik und nicht als oberstes die technische Vollkommenheit. Am höchsten steht uns der seelische Gehalt.



Bunte Chronik

Der größte Mondglobus der Welt.

Der australische Astronom **Wilkins** stellte einen riesigen Mondglobus her. Er arbeitete an seinem Werk vierzehn Jahre und betrachtete es als seine Lebensaufgabe. Alle Feststellungen, die von den Astronomen mit Hilfe der stärksten Fernsehrohre in den letzten Jahrzehnten bei der Betrachtung gemacht wurden, wurden von Wilkins berücksichtigt. Sein Mondglobus hat einen Durchmesser von fünf Metern. Er ist somit der größte Mondglobus der Welt, da sein Vorgänger, von einem englischen Astronomen hergestellt, nur einen Durchmesser von 1,8 Metern aufweist. Die Australische Regierung erklärte sich bereit, den Globus zu erwerben.

*

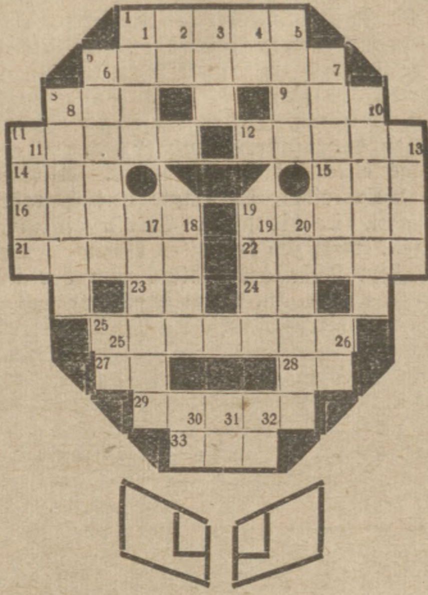
* **36 Jahre auf der Suche nach den Eltern.** Der Wiener Rundfunksender übertrug vor einigen Tagen folgende Mitteilung: „Am 5. Juni 1896 ist ein Mädchen im Alter von acht Monaten im Flur des Hauses in der Weiringerstraße 6 in Wien ausgesetzt worden. Die Kleidungsstücke des Mädchens waren mit einer Ritterkrone und den Buchstaben R. C. versehen. Die Eltern des Kindes werden gebeten, ein Lebenszeichen von sich zu geben." Das kleine Mädchen, das 1896 vermißt wurde, ist heute eine stattliche Dame von 36 Jahren. Sie heißt Karoline Tamme. Die Begebenheit, die nach so vielen Jahren von dem Wiener Rundfunk aufgegriffen wurde, spielte sich wie folgt ab: An einem frühen Vormittag hielt ein elegantes Pferdegespann vor dem Hause Nr. 6 in der Weiringerstraße. Im Wagen saß eine vornehme Dame, deren Gesicht dicht verschleiert war. Ein Diener mit goldbestickter Livree stieg vom Kutschersitz herab. Er trug ein Paket, mit dem er im Flur des Hauses verschwand. Nach einigen Sekunden kehrte der Diener zurück, bestieg seinen Platz, worauf der Wagen sich in Bewegung setzte und hinter der nächsten Straßenkreuzung verschwand. Die Frau eines Tabakhändlers beobachtete die Szene aus dem Fenster ihrer im Erdgeschoß gelegenen Wohnung. Sie begab sich zum Portier, um sich mit diesem über den geheimnisvollen Besuch zu unterhalten. Zu ihrem Erstaunen fand sie ein Kind auf der Treppe liegen. Das aufgefundene Kind wurde von einer gewissen Frau Therese Ledermeier in Pflege genommen. Die Nachforschungen nach seinen Eltern verliefen ergebnislos. Das Mädchen erhielt bei der Taufe den Namen Karoline und wuchs in einfachen Verhältnissen auf. Bei Kriegsausbruch war Karoline als Kinderfräulein bei einem reichen Industriellen in Saloniki beschäftigt. Nach Friedensschluß kehrte sie nach Österreich zurück und gab sich die größte Mühe, ihre Mutter ausfindig zu machen. Da alle ihre Bemühungen zu keinem Erfolg führten, wandte sie sich an die Leitung des Wiener Rundfunks mit der Bitte, ihren tragischen Fall durch Radioansage bekannt zu geben.



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Biblisches Lied. — 6. Mönchsaufenthalt. — 8. Riesenschlange, Pelz. — 9. Schwur. — 11. Blätterpflanzen im Walde (Mehrzahl). — 12. Metall des Arseniks. — 14. Bindewort. — 15. Abgekürzter männl. Vorname (slaw.) — 16. Elektr. Stromzuführer. — 19. Indischer Bettelmönch. — 21. Altrömische Münze. — 22. Schweizer Kurort. — 23. Chem. Zeichen für Molybdän. — 24. Vorsilbe. — 25. Salbenfett. — 27. Abkürzung für „mit Schiff". — 28. Längenmaß (abgekürzt). — 29. Jüdisches Gesetzbuch. — 33. Papageienart.

Senkrecht: 1. Grundriß Entwurf. — 2. Umstandswort der Weise. — 3. Teil des Baumes. — 4. Abkürzung für Leutnant. — 5. Großes Wasser. — 6. Militärische Absperrungskette. 7. (Geschäftliches) Wagnis. — 8. Feldzeichen. — 10. Wahlspruch. — 11. Moderner ägyptischer König. — 13. Frauengestalt bei Ibsen (Titel). — 17. Zeug aus Damaskus. — 18. Liebesgott. — 19. Nicht fleißig. — 20. Arzneipflanze (Wohlverleih). — 25. Abkürzung für Vormittag. — 26. Abkürzung für Nachmittag. — 30. Flächenmaß (abgekürzt). — 21. Abkürzung für Oregon. — 32. Aegyptischer Sonnengott.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 138.

Reimergänzungs-Rätsel:

Die Endreime lauten:
kühl, gehe, fühl, Wehe, an. schert, kann, wert.

*

Stern-Rätsel:

M
T a l
B r i e f
B i s k u i t
G y m n a s i u m
V e n e d i g
N a f t a
S e e
r
= Maikaefer.

*

Wörter-Rätsel:

E i f e l
P i l o t
B a u e r
R ü g e n
M u s i k
L u c i e
F a h n e
M e i e r
[illegible]

*

Scherz-Rätsel:

In ter Punkt ion
= **Interpunktion.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg